

Abschrift des im Berliner Tageblatt veröffentlichten Textes
unter Hinzufügung gekürzter Stellen aus dem Originalmanuskript (kursiv)

Am Rande der Stadt

Drei Tage zu Fuß um Berlin

von
Armin T. Wegner

Berliner Tageblatt
Nr. 592, 42. Jg.
21.11.1913
Abendausgabe
S.1-2

Die Schlachtlinie am Grunewald

In der Herbstfrühe kam ich von Wannsee. Von den Wassern kroch Nebel, wuchs, breitete sich, wölbte sich und schlug zu Boden. Stadtbahnzüge flitzten an mir vorüber, schnaubend wie junge Hunde. Aus ihren Nüstern flog weißer Dampf, quoll empor bis an die Wolke, die über den Kiefern hing und floß hinunter ans Wasser. Wandernd flog die weiße Rauchsäule zwischen den Stämmen entlang, quoll dichter und dichter, als wüchse die ganze berstende Masse des Nebels, die von oben über den Wald herabsank, aus diesen kleinen, jagenden Schloten der Züge, die von Minute zu Minute die Menge der Arbeitenden hinunterschleppten in die graue Stadt.

Dann später kam die Sonne. Ich fand das Laub unter den Birken wie offenes Gold, Meisen klopften an den Bäumen bunt wie Clowns. Es wurde ein heller Tag, und ich ließ mir Zeit, bis ich merkte, dass es schon gegen Mittag war. Da ging ich quer durch den Grunewald, immer geradeaus zwischen den Stämmen hindurch, bis ich die ersten Dächer von Westend hinter den Kiefern aufragen sah.

Nie war ich der Stadt so genaht. Und hier zum erstenmal auf dieser Wanderung empfand ich es, was ich drei Tage lang nicht mehr aus den Augen verlieren sollte: den gewaltigen, tödlichen und verderbenbringenden Kampf dieser Stadt gegen das Land.

Ich stand bei Charlottenburg, hinter der kahlen Fläche des Exerzierplatzes. Dunkel rückte der Wald der Schlote gegen den Wald der Kiefern an. Die weiße Reihe der Häuser glich einer Schlachtlinie. Trupps von Kiefern waren zwischen Trupps von Häusern gestellt. Dort fraß sich eine Straße in die dunkle Masse des Waldes hinein. Ein Carré von Bäumen, schweigend in Reih und Glied, schien im Rückzug begriffen. Weit vorn neigte sich eine einsame Kiefer gegen die Stadt, drohend wie eine gereckte Faust. Langsam wich der Wald vor den Häusern zurück, und dieser Kampf war noch unheimlicher durch die Lautlosigkeit, mit der er vor sich zu gehen schien.

Gelbe Herbstsonne sank hinter dem Damm und brachte die Milde des Abends.

Die Stadt der Lauben

Ich kreuzte die Döberitzer Heerstraße. Einen Augenblick klapperten Hufe neben mir auf häuserloser, asphaltierter Erde. Dann traf ich auf sandiges Feld. Eine einsame Ziege, an einen Pflock gebunden, mühte sich, Gräser zu suchen zwischen fortgeworfenem Schutt, Abfällen, verrostetem Blech. An der gewundenen Spitze des Charlottenburger Wasserturms vorüber kam ich auf die Straße nach Spandau und gleich dahinter an die Laubenkolonie von Westend.

Es war die erste der zwanzig, dreißig oder vierzig Laubenkolonien, denen ich begegnete, und die sich in weitem Bogen um die Stadt ziehen; sie laufen, ein wahlloser Haufe wilder Kinder, sich gegenseitig stoßend und übereinander stürzend, vor der geordneten Truppe der Häuser her, die hinter ihnen wie ein Paradezug mit klingendem Spiel hineinmarschiert in das ebene Land.

Alle erscheinen sie einander gleich, alle wie Zigeunerndörfer, hastig zusammengeschlagen aus alten Dielenbrettern, Lumpen, Packleinewand, zerrissener Dachpappe. Und all ihrer Blumen, ihrer grünen Ranken und längst verlöschten, bunten Lampions beraubt, machen sie in der grauen Luft des Herbsttages einen unsagbar kläglichen Eindruck. Es ist, als fühlte man den Regen, der in ihre verklebten Fenster fiel. Sie alle tragen wunderliche Namen wie „Grenzpappel“, „Zum wilden Westen“, Tempelhofer Schweiz“. Trotz aller Regungslosigkeit aber sind sie wie kleine Städte, die sich zu ordnen beginnen. Sie haben ihre Haupt- und Nebenstraßen (die Namen sind an einen Pflock geschlagen), ihre eigenen Wirtshäuser, ihre Villenseite mit freundlichen, sauberen, oft zweistöckig gebauten Hütten mit Aussichtstürmen, ihre Anschlagssäulen, ihre eigene Verwaltung und Polizei. Einige waren noch bewohnt. Das Geschrei von Hühnern erklang, Kartoffelfeuer brannten rauchend. Dazwischen lag eine alte Sprungfedermatratze, deren Bezug längst vermodert war, und verrostet streckte sie ihre zwanzig verbogenen Drahtbeine in die Luft.

In einem offenen Garten setzte ich mich auf eine Bank. Neben mir, hinter dem Stachelzaun, grub ein Mann in der Erde; aber man bemerkte mich nicht. Ich hatte einen alten, abgetragenen Anzug angetan, ehe ich auszog, um unauffällig durch diese graue Peripherie der Stadt wandern zu können. An meinen Schuhen war das Oberleder geplatzt, und auf dem Ärmel leuchteten ein paar große weiße Gipsflecke. Den Kragen hatte ich dreimal über die Diele geschleift, ehe ich ihn umband, und zerdrückt und umgebogen saß er unvermittelt über dem grauen Wollhemd. Ich fühlte fröstelnd, wie mein Anzug mich eingereicht hatte in diese graue Stadt zerfetzter Hütten, die, mehr und mehr von ihren Bewohnern verlassen, allmählich in der Dämmerung zu zerfallen schien.

Gleich dahinter aber breitete sich die weite und sorgsam gepflegte Ebene des Golfplatzes, und vor dem Eingang standen mit blitzenden Augen drei Automobile und warteten ihrer Herren.

Die schwarzen Ströme

Ich wandte mich zu der Straße nach Spandau zurück. Eine lange Reihe roter Backsteinbauten zog sich neben mir den Weg hinab, schweigend durch eine hohe Mauer von der Straße getrennt. An das breite Portal kam, brach ein schwarzer Strom von Menschen, Weiber und Kinder, über die Schwelle und überschwemmte den Weg. Die Stunde der Krankenbesuche nahm eben ihr Ende. Aus diesen Spitälern, die, in ein großes Viereck zusammengebaut, eine Stadt für sich bildeten, drang ein Meer von Besuchern hervor, das nicht enden zu wollen schien. Ich fragte eine junge Frau nach dem Namen des Krankenhauses; sie sagte mir, dass es das städtische sei. Ich hatte den Daumen meiner linken Hand unter den Ausschnitt der Weste gesteckt, und fühlte, wie ihre Augen verwundert sekundenlang auf den Fingern meiner linken Hand ruhten. Einen Augenblick schien die Straße verstopft von Menschen, überfüllte Straßenbahnen schleppten sich mühsam davon. Die Frau ging weiter. Da fiel mir ein, dass ich den Siegelring an meiner linken Hand hatte stecken lassen; ich zog ihn ab und versenkte ihn in die Tasche.

Als ich hinter dem Krankenhause um die Ecke bog, an dem schwarzen Schienenfeld vorüber, das hier in einer Erdmulde vergraben liegt, begegnete mir eine zweiter Strom von Menschen, der von jenseits der Spree herkam. Beide vereinigten sich und flossen in der Richtung der Berliner Straße davon.

Es war die Stunde des Feierabends. Wie ich am Bahnhof Fürstenbrunn die Schienen und ein wenig später die Spree überschritt, drängte die Masse so heftig über die Brückenstege, dass ich Mühe hatte, dagegen anzukämpfen. Schon brach die Dämmerung stärker herein. Riesenhaft erhoben sich hinter dem Wasser die gewaltigen Mauerpfeiler der Fabriken von Siemens und Halske. Güterwagen und Spreebassins bildeten einen kleinen Hafen für sich. Wie ein unendlicher erratischer Block stieg das Gebäude im Abend auf, eine ungeheure Zwingburg der Arbeit. *Dreissigtausend Arbeiter zehn Stunden lang an jedem Tag in ihren Mauern umfassend birgt sie mehr Menschen in ihren Räumen als hundert kleine Städte im flachen Land.*

Aus ihrer Pforte aber strömten Männer und Frauen, Jünglinge, Mädchen, alte Männer, junge Gesichter, lachende Augen, blasse Lippen, gierige Blicke, strömten, strömten, strömten, als hätte man an einem ungeheuren fluterfüllten Kessel ein Loch in den Boden geschlagen, aus dem sich jählings und unaufhaltsam der Inhalt ergießt, um langsam im Sande zu versickern.

Nachts über die Jungfernheide

Fabriken reihten sich hinter Fabriken.

Hinter der Stadt der Dynamos kam die Stadt der Turbinen, hinter der Stadt der Turbinen die Stadt der Automobile. Allmählich traf ich wieder auf leeres Land, entlaubte Bäume. Aus der Spree stieg Nebel und breitete sich über die Jungfernheide.

Ich ging nach Pauls Stern zu und wandte mich rechts über den ‚schwarzen Weg‘ nach Haselhorst. Gruppen heimkehrender Arbeiter zogen schattenhaft vorüber. Alle Wege waren von Schienen durchzogen und hohe Güterwagen tauchten plump und schwankend wie Elefanten plötzlich vor mir aus dem Nebel hervor. Die Laternen der Rangierer begannen einen Irrlichtertanz über der Heide. In der Ferne aber standen noch immer die Fabriken feuersprühend in der Nacht wie rote Brände am Himmel.

Als ich in Haselhorst ankam, war es völlig dunkel geworden; eine schwarze, sternlose Nacht. Ich fing an, müde zu werden und setzte mich einen Augenblick auf das Geländer der Brücke, die über den Kanal führt. Noch immer war der Zog der heimkehrenden Arbeiter nicht zu Ende. Eine feuchte Kühle kam wie eine Welle vom Wasser herauf.

Ich nahm mir vor, am Ufer des Berlin-Spandauer Schifffahrtskanals entlang zu wandern und links über den Tegeler Weg nach Reinickendorf zu gehen, um dort die Nacht über zu bleiben. Die von Bäumen umfasste Fahrstraße lag völlig verlassen. Einmal kam ein knarrender Lastwagen; kein Mensch, keine Laterne. Der schwarze Abgrund des Kanals gähnte tief. Dann ein Lichtschein: vor einem Gasthaus im Walde liefen ein paar Männer mit Tischlampen und Lichtern in der Hand suchend zwischen den Stämmen umher. Der einsam in der Nacht wandernde Schein fiel auf das feuchte Laub, und quälend trat die Vorstellung von irgendwo im Walde verlorenen Menschen, einer halb von Laub bedeckten Hand, geschlossenen Augen in die Phantasie ein.

Die erste Brücke kam und ich wandte mich links über den Kanal in den dichten Wald. Hier, kaum eine knappe Stunde hinter den letzten Häusern Berlins war nicht das geringste Zeichen von dem alle Sinne betäubenden Leben der Stadt mehr zu fühlen. Kein Geräusch erklang, kein Lichtschein am Himmel drang herüber. Dunkel und schweigend dehnte sich der Wald; nur das Laub unter meinen Füßen rauschte wie Wasser.

Der Weg verengte sich und wurde unheimlich. Der Gedanke an irgendwo einmal in den Zeitungen gelesene Überfälle begleitete meine Schritte. Es wurde immer finsterner, und der Weg schien zwischen den Stämmen aufzuhören. Plötzlich erklang neben mir ein Geräusch. Ich blieb stehen und hörte, wie ein aufgejagtes Wild raschelnd über das Laub setzte. Auf einem Seitenpfad suchte ich südlich eine andere Richtung einzuschlagen und spähte vergebens nach dem Lichtschein der Häuser von Reinickendorf, die ich rechts hinter den Bäumen vermutete. Endlich kam ich auf einen breiten, sandigen Weg, der im rechten Winkel meinen Pfad kreuzte. Im Dunkel stolperte ich einen Abhang hinauf und sah ganz in der Ferne einen schwachen Lichtschein am Ende des Weges. Ich ging immer gerade darauf zu. Das Licht mehrte sich und wuchs, und allmählich konnte ich die hundert erhellten Fenster eines gewaltigen Gebäudes unterscheiden; und das Licht dieser Fenster, die zu einer von freudig

summender Arbeit erfüllten Fabrik zu gehören schienen, wurde immer strahlender, immer weißer, immer gehässiger, je näher ich kam.

Plötzlich rannte ich im Dunkel gegen eine Mauer. Eine hohe steinerne Wand schnitt den Lichtschein jäh vor mir ab und ließ mich im Finstern. Es war die Gefängnismauer der Strafanstalt von Tegel.

Ich hatte mich verirrt und war im rechten Winkel um den Schießplatz herum mitten durch den dichtesten und ausgedehntesten Teil der Jungfernheide gewandert. Jetzt, als ich auf die Straße kam, konnte ich deutlich die drei breiten, nach dem Strahlensystem erbauten Flügel des Gefängnisses erkennen. Seine vielen eckigen Quadrataugen waren von hellem Licht erfüllt.

Nach dem langen Weg über den weichen Waldboden fühlte ich das Stoßen der Straßensteine schmerzhaft unter den Füßen. Ich lief nach Tegel hinaus und trat in eine kleine Kneipe mit Nachtlogis. Fuhrknechte der Gasanstalt, noch schwarz von Kohlen, drängten sich schreiend um die Tische. Ich trug mich als stellungsuchenden Dekorationsmaler aus Glogau in das Fremdenbuch ein und die Wirtin brachte ein winziges ledernes Schnitzel in einem Berge dampfender Kartoffeln. Gleich darauf legte ich mich schlafen.

Aber ehe ich in das bewegliche Bett stieg, das schwankend wie eine Wiege schaukelte, öffnete ich noch einmal das Fenster und blickte nach den dunklen Massen der Eisengießerei von Borsig hinüber, nach den rauchenden Lichtern der Berliner Gasanstalt und weiter bis zu dem schmalen Lichtstreifen über den Häusern Berlins, der warm und milde wie ein Heiligenschein weit über den tausend Schrecken und Wirrnissen der Stadt ruhte.

Der Ring der Gräber

In der ersten Frühe des zweiten Tages meiner Wanderung ging ich jene breite Straße entlang, die von Tegel durch Reinickendorf immer gradeaus bis hinunter nach Wedding und weiter an das Oranienburger Tor führt, wo die Häuser an der Müller- und Scharnweberstraße wie in einem wahnsinnigen Wettrennen begriffen sind bis nach Tegel hinaus. In wilder Wirrnis über- und untereinander stürzend, scheint es, als wenn sie voll atemloser Hast sich gegenseitig zertreten wollten.

Ich ließ die Irrenhäuser von Dalldorf links liegen und kam bei Reinickendorf durch die ersten größeren Friedhöfe. An Wedding vorbei wandte ich mich noch einmal zurück, bis zu den zweiundsechzig Gebäuden des Virchowschen Krankenhauses, und weiter durch eine Wüste grauer Mauern und Kanäle bis hinunter nach Plötzensee, um hinter dem Strafgefängnis den kleinen Friedhof der Gefangenen zu suchen.

Ganz im äußersten Zipfel eines spärlichen Haines fand ich die vierzig oder fünfzig schmalen Gräber, schmucklos und kaum von Gräsern bewachsen. Niedere, namenlose Hügel waren es, aus denen ein kleines eisernes Kreuz wie eine verrostete dreifingerige Hand hervorgriff, und die den Eindruck unsagbarer Traurigkeit erweckten.

~~Gleich~~ hinter dem Plötzensee aber traf ich auf die großen ausgedehnten Friedhöfe der St. Johannis-, der Heilands-, der St. Pauls- und der Nazarethgemeinde, und als ich die Seestraße zurück durch Wedding ging, kam ich an der langen gemeinsamen Umfassungsmauer der Friedhöfe der St. Philippus-, der Apostelgemeinde und der Charité vorüber.

Friedhöfe hinter Friedhöfen.

Schon am vergangenen Tage, dicht hinter dem städtischen Krankenhause von Charlottenburg, war ich auf die ersten Gräber gestoßen; nun sollte ich sie nicht mehr aus den Augen verlieren. In Schönholz traf ich sie und in Niederschönhausen, in Weißensee und in Lichtenberg, in Friedrichsfelde, bei Neukölln, bei Tempelhof und weiter.

Wie ein gewaltiger ausgedehnter Ring von Gräbern ziehen sie sich in endloser Kette um die Stadt. Nicht weniger als die Laubenkolonien erscheinen auch sie charakteristisch für das Antlitz der Peripherie, und trostlos eintönig wie diese, sind sie alle einander gleich. Auch sie sind wie Städte, die ihre Straßen haben, Straßen von Gräbern, ihre Hausnummern, ihre Plätze und Avenuen, die Namen führen wie die Straßen von Lebenden. Alle tragen denselben Schmuck unschöner Kreuze, greller Namen, die laut sind und weh tun und noch im Tode scheinen sie von menschlichen Leidenschaften behaftet, und jeder müht sich, sein Kreuz

höher zu halten als der andere. Auf die offenen Seiten vergilbter Porzellanbücher aber fiel moderndes Laub.

Zuweilen auch lagen die Friedhöfe mehrerer Gemeinden eng beieinander, wie eine geschlossene Gruppe, die vor den Häusern herzieht. Am Wedding hatten sie sich wie eine Barriere vor die Front der Straße geworfen, aber die Häuser sind längst darüber hinweggesprungen, wie sie die Friedhöfe im Innern der Stadt zerstampft und zertreten haben, *vergessene Gräber, Friedhöfe, die niemand kennt, die die Häuser verschüttet haben.*

Und wie die Stadt sich ausdehnt, so dehnt und weitet sich die Kette der Gräber. Sie sind die ersten Vorposten im Land, und sie begegnen sich mit den Friedhöfen draußen in den Dörfern. Nun haben sie sich auch bei Stahnsdorf niedergelassen, weit hinter dem Grunewald haben sie angefangen, die sandige Erde zu düngen. Die Toten haben es eilig bekommen. Sie haben ihre Automobile und Eisenbahnen, und der gleiche schlecht gefederte Schienenstoß, der sie Jahre hindurch täglich hinabtrug in die dumpfe Luft ihrer Bureauzimmer und Schreibstuben, trägt sie zuletzt auch hinaus zu endlichem Schlaf.

So ziehen die Häuser der Toten vor den Häusern der Lebenden her. Und dieser breite, weit gezogene Ring der Gräber, der, rein als äußerliches Bild genommen, ständig die Stadt mit ihrem unendlichen Leben umgibt, erschien mir zugleich als ein Symbol jeglichen Lebens, das vom Tod dauernd umschlossen ist.

Von Wedding bis in die Rieselfelder

Am Wedding setzte ich mich in der hellen Herbstsonne einen Augenblick auf die hohe Terrasse des neuen, noch unvollendeten Schillerparkes, ein gewaltiges steinernes Bollwerk, mit dem man die Sandmassen der alten „Wurzel- oder Rehberge“ umkleidet hat. Von seiner Höhe erblickte ich dicht unter mir eine offene grüne Rasenfläche, die sich freundlich davor ausbreitet und merkwürdig fremd anmutet zwischen diesem Wirrsal von aufgewühlter Erde, Neubauten, Laubenkolonien, Fabriken und Friedhöfen, die in ihrem Durcheinander den Eindruck eines Trümmerfeldes machen.

Hinter der Rasenfläche dieses bäumelosen Parks war man eben im Begriff, eine Laubenkolonie abzureißen; vielleicht dass sie neuen Häusern Platz machen sollte. Der Boden sah wie verbrannt aus, die beiseite geworfenen Bretter und Lumpen erinnerten an eine von Feuer vernichtete Wohnstätte. Die Erde, der man mit Hacke und Schaufel, durch Sonnenblumen und Kartoffelkraut, mit bunten Bohnen schnell die letzte Kraft noch zu entziehen versucht hat, rüstet sich hier, die steinerne Sohle der Häuser zu empfangen Erde, die Korn trug, auf der Weizen schwankte, Saatwicken, eine Blüte Mohn, bereitet sich unter der plumpen Füßen dunkler Mietskasernen, unter einer engen Decke von Asphalt wie ein Gefangener eingekerkert im Finstern zu liegen. Jahre, Jahrzehnte, Jahrhunderte land.

Ein paar Schritte weiter fand ich die zweihunderteinundneunzigste Gemeindeschule von Berlin in einer Holzbaracke untergebracht. Ein Zaun zog sich um den niederen Schuppen mit einer gesonderten Tür für die Knaben und Mädchen. Hinter dem nächsten Straßenübergang aber schon ragten die hohen Giebel der zweihundertvierundzwanzigsten bis

zweihundertsiebenundzwanzigsten Berliner Gemeindeschule, die breit und wuchtend dalag wie ein Palast.

Ich ging quer durch Reinickendorf, das einer vollkommenen Stadt gleicht, mit dem einzigen Unterschied, dass hier Gendarmen statt Polizisten die Straßen bewachen. Allmählich hinter Fabriken kam wieder freies Feld. Die Gegend wurde friedlicher, und ich kreuzte den weitausgedehnten Schützenpark von Schönholz, der einen Umfang von 50 000 Quadratmetern hat, und dessen Schießstände und Karussells unter einer grauen Decke von Segelleinen schliefen. Einige wenige Kiefern ragten, traumhafte Vorstadtstraßen kamen, und zuletzt der Park von Niederschönhausen. Das kleine Schloss mit verschlafenen Fenstern, in dem die Gemahlin Friedrich des Großen einsame Jahre verbrachte, lag in sonnigem Frieden. Brennende Barrieren von rotem Laub kreuzten die Wege, durch die Menschen ohne Hast vorübergingen. Die Großstadt war einen Augenblick vergessen. Automobile verirrt sich selten hierher, und Straßenbahnen, die man sonst nur überfüllt in der Leipziger Straße oder am Potsdamer Platz zu sehen gewohnt war, erschienen mit leeren Wagen merkwürdig vertraut und fremd zugleich in dieser Gegend. Ein-, zweimal traf ich auf einen Wagen von Wertheim oder Tietz, wie auf die letzten Ausstrahlungen Berlins.

Als ich nach Pankow hineinkam, wuchsen die Häuser von neuem über mich. Gleich hinter der Eisenbahn, die nach Stettin führt, wandte ich mich linker Hand zurück ins Freie. Der Wasserturm von Heinersdorf, wie ein Campanile gebaut, ragte aus der Ebene, ein verirrter Italiener in dieser Berliner Landschaft. Immer wieder kam ich über dieselben grauen, trostlosen Äcker, die charakteristisch sind für die ganze Umgegend im Norden und Nordosten der Stadt. Ungeordnete, zertretene, teilweise brache oder unbeackerte Felder, die vom Hauch der Großstadt versengt zu sein scheinen, mit Schutt und Abfällen bedeckt, und wie von den tausend Fußritten unsichtbar anrückender Menschenmassen zertreten.

Zuweilen aber stand weit draußen noch eine einsame Fabrik, ein vorgeschobener Posten, rauchend und feuerspeiend wie ein kämpfendes Fort.

Weißensee, das eine umfangreiche Stadt von wachsender Größe für sich bildet, machte den Eindruck einer rauchüberzogenen westdeutschen Industriestadt. Einfach gekleidete Menschen auf vielen Straßen. Wassertürme flankierten den Ort, Brauereien lagen plump mitten in die Häuser gebettet. Der Weiße See mit seinen herbstwelken Anlagen leuchtete märchenhaft dazwischen und spiegelte den laubgelben Schaft eines ungeheuren Schornsteins in seiner Tiefe. Fabriken hinter Fabriken.

Ich trat in eine Kutscherschenke und stürzte für fünf Pfennig eine Tasse Kaffee hinunter, die so groß war wie eine Suppenterrine. Dann lief ich an der Rennbahn vorbei in die Rieselfelder hinaus.

Ein kühler Moderduft schlug mir entgegen. Die Ebene, die sich hier verlassen und kilometerweit hinter Weißensee breitet, von tausend schmalen, schwarzen und sich kreuzenden Wegen durchzogen, die von Bäumen eingefasst sind, lag noch in welkendem Grün. Ich lenkte nach der Chaussee hinüber, die quer durch die Felder schneidet, und Haufen zertretener Kohlblätter begleiteten meinen Weg.

Plötzlich reckte sich neben mir ein fuchtelnder Arm aus dem Chausseegraben.

„He, du, wohin? ...“ rief eine Stimme. „Auch nach Berlin?“

Ein dunkelblaues Etwas in Schafstiefeln und nach Fusel riechend, das entfernt einem Menschen ähnlich sah, wälzte sich langsam hervor. Von Schlaf torkelnd, schien er die Richtung vergessen zu haben, aus der er gekommen.

„Nein, nach Malchow,“ erwiderte ich.

Er presste meine Hand so derb, dass mir die Finger schmerzten.

„Woher kommst du?“ fragte ich.

„Aus Grieben.“

„Und wohin willst du?“

„Nach Kiel.“

Er war sehr redselig und zeigte mir seinen alten blauen Mantel, den er eben erbettelt hatte.

„Ich lauf’ hier in der Welt umher,“ sagte er, und weiß nicht, wohin ich gehö’ ... Nun, und in Kiel ... ist mein Sohn, siehst du ... der ist dort beim Militär ... da denke ich mir, da wird’ ich an mein’ m Sohn ’n Halt haben. Mein Sohn, der freut sich, wenn er sein’ Vadder sieht ... und ich ... ich freu mich, wenn ich mein’ Sohn seh’.“

Die Zunge ging ihm über, und seine Augen, noch feucht von Fusel, begannen zu tränen. Ich riet ihm, in das Nachtsyl in der Fröbelstraße zu gehen, und als ich ihm sagte, dass es dort eine warme Suppe zum Abendbrot gäbe, lächelte er voll Unschuld wie ein Kind. Wieder presste er meine Hand und schüttelte sie, und nachdem er einen langen überlegenden Block auf meinen abgearbeiteten Rock geworfen hatte, sagte er zögern:

„Einen Sechser ... hast du wohl auch nicht?“

Ich schüttelte den Kopf, und er torkelte über den Graben und setzte sich wieder auf die Erde. Da ließ ich ihn liegen und wandte mich weiter nach Malchow zu. Es war die erste Bekanntschaft, die ich auf dieser Wanderung machte, und bei der Eile, die mich ohne Aufenthalt im Geschwindschritt durch alle Orte rings um Berlin trieb, bot sich auch keine weitere Gelegenheit dazu.

Die Chaussee lief geradeaus fort bis nach Malchow, das ich in wenigen Minuten erreicht hatte. Ein paar niedrige Häuser mit Giebeldächern lagen eng beieinander. Es war das erste unverfälschte Dorf, dem ich am Rande Berlins begegnete, unter diesen vielen Dörfern mit Mietkasernen und Straßenbahnen, welche die Großstadt langsam umstrickt hat. Einsam lag es in den schwarz beackerten Feldern, die sich meilenweit dehnten und den Eindruck fruchtbarer Reife erweckten.

Weißer, schmale Nebenfäden aber hoben sich aus den langen offenen Gräben, verzwirnten sich zu weißen Maschen miteinander, schienen ein weißes grabkühles Gewand zu wirken ... Und selbst hier, stundenweit hinter Berlin, wo keine ihrer Mauern mehr zu sehen, kein Radgeräusch, keine Glocke mehr zu vernehmen war, schickte die Stadt noch den Atem ihrer Verwesung aus der Erde empor und wie ein blasses Netz schlug er über dem kleinen Dorf zusammen.

Durch das schwarze Chaos nach Niederschöneweide

Als ich Weißensee wieder erreicht hatte, lief ich an dem großen jüdischen Friedhof vorbei, eine kurze Strecke durch ödes Feld, bis ich auf eine breite Straße kam, die von Lagerplätzen und Tanzsälen flankiert bis nach Lichtenberg hinunterführte.

Wieder rückte der Marsch der Fabriken herauf.

Chemische Fabriken, Gußstahlfabriken, Schamottfabriken, Spritfabriken, Brauereien. Ungeheure Dampfkondensatoren ragten wie schwarze Pyramiden. *Zuweilen aber fand ich ein paar altertümliche Villen und Landschlösser verloren zwischen den modernen Häusern.* Hier draußen fiel mir von neuem auf, wie viel Durcheinandergewürfeltes, *wieviel* Plötzlich-Entstandenes ..., Vergangenheitloses auch Berlin hat; ein amerikanischer Zug im Gesicht dieser Stadt.

Zum zweiten Mal auf meiner Wanderung kam ich an einer Irrenanstalt vorüber. Diesmal war es Herzberge, das halbverdeckt von einem Waldstreifen mit seinen zahlreichen Gebäuden wie ein kleines freundliches Städtchen für sich am Rande von Lichtenberg liegt. Wenige Straßen weiter aber gähnten die offenen Tore der breiten Lichtenberger Straßenbahnhalle, der größten der sechzehn oder siebzehn Straßenbahnhöfe, die verstreut in den Vororten Berlins liegen. Es war mir nicht möglich, vom Eingange aus das Ende der überlangen und im Dunst verdämmernden Halle zu erblicken. Wie die Flügel der Henne breitete sie ihre weiten flachen Dächer, unter deren Schutz hunderte von Straßenbahnwagen für ein paar kurze Stunden der Nacht im Schlafe ruhen.

Unter der Brücke, die hier den breiten Ausläufer der Frankfurter Allee beim Bahnhof Lichtenberg/Friedrichsfelde über die Eisenbahn führt, schob sich ein schwarzes Feld von Gleisen hindurch, die hier von zwei Seiten den Friedrichsfelder Kirchhof umrahmten und auf denen die Güterwagen, die in schneller Folge vorüberkamen, noch dicht über den Schädeln der Toten zu donnern schienen.

Erst Draußen in Friedrichsfelde wurde es still / ruhig. Idyllisch und mit verlassenem Wegen / in wunderbarem Frieden dehnte sich hinter dem Treskower Schloss der herbstbraune Park. Ich aber wandte den Blick von der einladenden Gebärde uralter, gebückter Bäume hinweg, zurück nach der Stadt, und über Felder, durch Laubenkolonien und Lagerschuppen, weite Fabrikhallen, die sich hügel förmig aus der Ebene hoben, drang ich ein letztes Mal / noch einmal bis nach Rummelsburg vor.

Wieder rückte der Zug der Fabriken voran, dem ich in Lichtenberg schon begegnet war. Drängte sich dichter mit den schwarzen, rußüberzogenen Häusern zusammen.

Hier gleicht Berlin einem wirren Knäuel, / *wo Berlin einem wirren Knäuel gleicht*, das sich aus Eisenbahnschienen, Straßen, Zäunen, Dämmen, Häusern, eisernen Brücken, Bahnhöfen, Fabriken über- und untereinander immer fester zu verschlingen und zu verknoten droht / *scheint*, um sich doch wieder wunderbar auseinanderzulösen / *und sich doch wieder wunderbar auseinanderlöst*. Nirgends *in seinem innersten Kern* wie hier, von der Brücke des oberen Bahnsteiges, *des Stadtbahnhofes* von Stralau-Rummelsburg aus gesehen, erscheint die Stadt / *Berlin* so unentwirrbar durcheinander geworfen, so schlackenartig und vulkanisch *wie hier wenige Schritte vom Rande der Stadt*.

Ein schwarzes Chaos. Das rätselhafte Gesicht einer schwarzen Sphinx.

Schon drohten die Tore sich verengender Straßenzüge mich zurückzureißen in die Tiefe der Stadt, als ich mich durch eine Bahnunterführung hindurch in die freiere Luft der breiten Hauptstraße wandte / *riss*. An den Mauern des *Berliner Arbeitshauses*, des *Siechenhauses* und der *Waisenhäuser* vorbei ging ich / *wandte ich mich* nach Karlshorst zu. Noch einmal trat ich an das Wasser der Spree und blickte nach dem Rummelsburger See hinunter. *Nirgend macht Berlin so den Eindruck einer Fabrikstadt wie hier*. Rußgeschwärmte Mauern bedeckten die Ufer / *flankierten das Wasser*. Rauch wuchs aus den Schloten herüber wie eine Wolke; auf dem Wasser schwamm eine dicke glitzernde Haut von Öl und Petroleum. Wunderlich zu denken, dass dieses dieselbe Stadt war, welche die Linden, das bayerische Viertel, den Tiergarten und den Lietzenburger See hat.

Kurze Zeit später, unvermittelt wie Treptow auf dem jenseitigen Ufer brachte Karlshorst diesseits der Spree einen vollkommenen und freundlichen Wechsel in der Landschaft. Eine ausgedehnte Villenstadt ist hier emporgewachsen, und in der Nähe des Rennplatzes, wo der moderne Villentypus eine vornehme Ruhe in das Bild bringt, wird man zuweilen an die Villenstraße in Grunewald erinnert, nur dass sich hier statt der dichten Kiefern die Wuhlheide mit wechselndem und ausgedehntem Laubwald dahinter breitet.

Die Dämmerung war schon lange hereingebrochen und Dunkelheit fiel jetzt plötzlich herab wie ein Regen.

Als ich auf die Schönefelder Spreebrücke zukam, änderte sich zum zweiten Mal jäh und vollkommen das Bild der Landschaft. Gelbe und graue Fabrikmauern wälzten sich von neuem gegen das Wasser der Spree. Die sechs hohen Schornsteine der Allgemeinen Elektrizitäts-Gesellschaft aber standen steil und bewegungslos in Reih und Glied wie die Wache am Potsdamer Tor.

Laternenschein fiel über das Pflaster.

Als ich auf die Schönefelder Spreebrücke zukam, war die Dämmerung schon lange hereingebrochen, und Dunkelheit fiel jetzt plötzlich herab wie ein Regen. Wieder war ich so müde geworden, dass mir die Füße bei jedem Stoß auf den Steinen schmerzten. Schwarze Züge von Menschen, die mir bereits / *schon* auf dem Wege von Rummelsburg her dichter und dichter begegnet waren, wurden allmählich undurchdringlich / *bar*. Es war an einem der Tage, an denen Pegoud, den Kopf nach unten, verkehrt durch die Luft flog, und wie ein ungeheurer Bluterguß dieser maßlosen Stadt hatten sich die Menschenmassen auf die Felder und Wege von Niederschönefeld und Johannisthal ergossen. An der Bahnstättunterführung schien der Strom zu gerinnen und riss mich wie durch ein Abflussrohr mit unter die eiserne Brücke. Hier saß ich zwei Stunden festgeklemmt in einer bewegungslosen dicken Flut, die sich langsam durch die Schalter presste, und, wie ein Ertrinkender über die Wasserfläche blicke, sah ich

nichts als Menschenköpfe sich vor mit bewegen. In den kahlen Bäumen hingen Menschen dutzendweise wie riesenhafte Pflaumen. Ellenbogen stießen in mich hinein. Väter hoben ihre Kinder über die Zäune, um sie in Sicherheit zu bringen; Frauen schrieten.

Von dem langen Marsch, dem weitesten der drei Tage, der mich im Zickzack durch so verschiedenartige Stätten geführt hatte, erschöpft, überkam mich an diesem unfreiwilligen Ruheort eine jähe Erschlaffung, und fast getragen und hochgehoben von der andrängenden Flut, versuchte ich, von der Gefahr des Umfallens befreit, an den Rücken und die Schultern der Menschen gelehnt, zu schlafen.

Als ich mühsam an die nächste Wegbiegung vorgedrungen war stieß ich auf den dichten Zug der Automobile, deren Augen groß und strahlend aus dem Abendnebel leuchteten. Hunderte von Automobilen standen, durch die Menschenmasse am Vorwärtskommen gehindert und völlig eingekeilt, eng aneinander geschoben, die Straße entlang. Eine Hupe schrie plötzlich in die Menge hinein. Zwanzig, dreißig, Hunderte antworteten, und machtlos begannen sie einige Minuten hindurch ein gemeinsames lautes Brüllen, das wie das Trompeten einer Herde wütender Elefanten klang.

Ich war wie gerädert, als ich mich endlich aus der Menge befreite. Ich beschloss, in Johannisthal zu bleiben. Einen Augenblick trat ich in das „Gasthaus zum toten Flieger“, dessen Wände dicht mit zerbrochenen Propellern ältester, unmöglicher Systeme, Aluminiumbassins, Flügelresten, Kleidungsstücken und Photographien ausgeschmückt waren. *Tabaksqualm zog wie Nebel darüber. Man nannte mir die Zahl der Todesstürze, die hier verewigt sind, aber ich habe sie in der Müdigkeit vergessen.*

Eine halbe Stunde später legte ich mich in der Nachbarschaft in einer kleinen Bierschenke schlafen. Das Zimmer war eng und hoch wie ein Schacht, und dicht an seiner Tür lief der Gang vorüber, der aus der Gaststube in die Küche führte. Schritte kamen und gingen polternd, Stimmen schimpften, von vorn klangen Grammophon und Klavier. So geschah es, dass mein Schlaf von Unruhe erfüllt war, und in meinen Träumen sah ich riesenhafte Fabrikdächer wie der Flügelross Pegouds mit nach unten gekehrtem Schornstein in wildem Tanz durch die Luft reiten.

Der dritte Tag

Ich schlief lange. Die Sonne schien hell und warm, als ich endlich am späten Vormittag nach den Baumschulen hinausging, und zahlreiche Flieger schwirrten durch die Luft. Niemand aber schien sich hier draußen um sie zu kümmern, ihrer Freuden oder ihres Todes zu achten; das Rauschen der Propeller über den Dächern war ein alltäglicher Gruß.

Leer dehnte sich die Landstraße, die Menschenmenge vom vergangenen Tage hatte sich verlaufen. Freundlich lagen die Bestände der Späthschen Baumschulen, die einen Acker von 13 000 Morgen umfassen, kleine Wälder von Ahornbäumen, Wälder von Linden, von Tannen, von Taxus, Wälder von Zypressen, von Ilex und Buchsbau, Wälder von Lebensbäumen.

Ich kreuzte den Teltowkanal / *Teltower Kanal*, auf dessen schienenbelegten Leinpfaden niedrige elektrische Schlepplokomotiven wie geduckte Hunde die Kähne vorüberzogen. Bei Neukölln, das noch vor wenigen Jahrzehnten ein Dorf von einigen Tausend Einwohnern war, und das heute eine Stadt ist fast von der Größe Breslaus, begegnete ich den letzten Ausläufern des schwarzen Chaos vom vergangenen Tage. *Einige Fabriken rauchten in den Himmel, als ich weiter hineinkam, erhob sich die ausgedehnte Anlage der Gasanstalt gigantisch hinter der Stadtbahnlinie und doch scheint das Wachstum dieser Stadt unberechenbar.*

Im ganzen aber war der Charakter der Peripherie auf dieser Seite Berlins ein völlig anderer als auf der Nordseite und im Osten. Während dort ein graues, ungeordnetes Durcheinander, eine kopf- und ziellose Hast das Wachstum der Stadt begleitet, dehnten sich auf dieser Seite saubere und gepflegte Felder. *Ein Zug bewußter Ordnung war überall zu bemerken, je mehr ich in Richtung nach Schöneberg, Steglitz, Lichterfelde herüberkam.* Mit einer fast baukastenartigen Musterlichkeit rückten die Häuser vorwärts.

Von Neukölln wandte ich wieder hinaus nach dem ‚Buschkrug‘, aber der Buschkrug war nichts anderes als die letzte Ecke einer modernen Großstadtstraße. Noch weiter draußen sah ich den Neubau des Neuköllner Krankenhauses mit seinem Turm und den Nebengebäuden wie eine Burg mitten im Felde liegen.

Ich passierte Britz, das noch stark dörflichen Charakter zeigte; aber auch hier fand ich schon den riesenhaften Kasernenbau einer Schule, der wie ein Palast weit seine Umgebung überragte, und die ausgedehnten Krankenhäuser der Hauptstelle der Berliner Rettungswache. Denn so entstehen die Städte alle hier draußen: zuerst kommen die Straßen- und Untergrundbahnen, die Schulen, die Kirchen, die Krankenhäuser und die anderen öffentlichen Gebäude, die häuserlosen Asphaltbänder, die sich wie ein Schildkrötenpanzer über die Erde legen, dann erst die Wohnhäuser – und zuletzt die Menschen.

Die gläserne Treppe

Als ich von Britz über freies Feld nach Mariendorf ging, begann es schon wieder stark zu dunkeln. Ich war spät am Morgen aufgebrochen, hatte mich längere Zeit in Neukölln aufgehalten, und die Tage wurden schon kurz. So beeilte ich mich, noch bei Nacht meine Wanderung zu beenden.

Einsam aufleuchtende Laternen begleiteten in der Dunkelheit meinen Weg. Es gab nichts Traurigeres, als die weißen Gesichter dieser verlassen in den Feldern stehenden schwarzen Pfähle. *Helle Wegweiser sind sie für die in der Dämmerung heimkehrenden Arbeiter, für die vor Morgengrauen zur Stadt ziehenden Marktwagen, für das zur Schlachtbank geschleppte Vieh, aber stets von Dunkelheit umgeben, scheinen sie beständig in der Wanderung begriffen nach den hellen, häuserreichen Straßen, den tausendäugigen Mauern der Stadt dort hinten, die sie doch nie erreichen.*

Von Mariendorf wandte ich mich im schrägen Winkel zurück nach Tempelhof. Hier war es vollkommen finster und ein schwarzes Feld breitete sich vor mir aus. Plötzlich drang aus der Ferne ein weißer Lichtschein über den Horizont: Tausende von Fenstern schienen in tagheller Glut dicht nebeneinander zu funkeln. Nur einige wenige Gruppen von Gebäuden lagen jetzt noch dazwischen, aber ich konnte mir die Quelle dieser fabelhaften Lichtmenge nicht erklären. Das gewaltige Flimmern wuchs, je näher ich kam. Unter dem armseligen Schimmer einer Laterne schlug ich die Karte auf; es war die Schokoladenfabrik von Sarotti.

Nur aus dünnen Betonpfeilern erbaut, die von hohen und breiten Glasfenstern vollkommen ausgefüllt sind, erscheint sie des Nachts, wenn, durch die Lichtfülle geblendet, die Pfeiler dem Auge nicht mehr erkennbar sind, wie ein einzig aus vier mächtigen / *riesenhaften* ununterbrochenen Glaswänden errichtetes Gebäude, eine traumhafte Verwirklichung des Scheerbartschen Glashauses. Nach allen Seiten frei im Felde stehend, ist sie wie eine ungeheure Laterne auf den Acker von Tempelhof gesetzt, mit ihrem stufenweise sich verjüngenden obersten Stockwerk wie ein märchenhafter Feenpalast und ohne Zweifel eins der größten Wunder Berlins: eine riesenhafte, lichterfüllte, gläserne Treppe, die hoch in den schwarzen Himmel steigt.

Wieder blitzte ein Lichtstrahl über das Feld, und der Streifen eines Scheinwerfers huschte vorüber. Er drang aus den glänzenden Kapuzen der beiden Gebäude der Urania-Filmgesellschaft; aber gegenüber dem Wunder dieser Fabrik erschienen sie nur wie Zwerge, durch deren gläsernes Gehirn Lichtnerven zuckten.

Die ewige Stadt

Bei Schöneberg endlich traf ich auf jenen gewaltigen Vorstoß der Häuser, die über Friedenau, Wilmersdorf, Schmargendorf, Steglitz, Dahlem, Lankwitz, Lichterfelde, Zehlendorf, Schlachtensee, Wannsee, und weiter hinaus in einem einzigen großen Zuge vorwärtsdringen: eine geschlossene Phalanx, ein einziger unerhörter Ausfall der Stadt gegen das Land, zu dem Berlin sich hier entschlossen hat, und in dem es geordnet und energievoll vorrückt, mit dem festen Willen, noch vor dem Ende des ersten Viertels dieses Jahrhunderts Potsdam zu erreichen.

Denn ein Zug zielbewusster Sicherheit kennzeichnet all diese Orte. Selbst die Fabriken (und auch hier bei Tempelhof und Schöneberg gibt es genug), die Straßen und Eisenbahnen, wie die vielfachen Schienenkreuzungen und Übergänge beim Bahnhof Papestraße, alles macht den Eindruck der Ordnung und Sauberkeit. Nie tritt jener brutale und tödliche Kampf hervor, wie auf der anderen Seite Berlins, und selbst dort, wo der dörfische Charakter dem städtischen weichen muss, wo wie in Lankwitz und Marienfelde wundervolle alte Hauptstraßen mit altertümlichen Villen und mächtigen Bäumen dazwischen stehen, scheint es, als wenn die Dorfhäuser mit den Mietskasernen in eine ruhige, parlamentarische Unterhandlung treten, und so eins dem anderen in gesitteter Weise Platz macht.

Dabei ist es merkwürdig, wie zentral in ihrem Verkehr und Geschäftsleben alle diese Orte noch immer von dem inneren Berlin abhängig sind. Zwischen zwei so nahe aneinander liegenden und städtisch aufblühenden Orten, z. B. wie Mariendorf und Lankwitz, scheint fast gar keine Verbindung zu bestehen. Alle die überfüllten Straßenbahnen fahren in gerade Linie nach Berlin hinunter. Noch fehlt der große mächtige Außenring einer Eisenbahn, der über Spandau, Tegel, Wittenau, Niederschönhausen, Pankow, Weißensee, Lichtenberg, Karlshorst, Niederschöneweide, Britz, Mariendorf, Lankwitz, Lichterfelde, Zehlendorf, Dahlem, Spandau alle diese Außenorte miteinander verbindet und zu gegenseitigem Leben erweckt. Noch lebt jeder Bürger dieser Städte nur in dem Kreis seiner eigenen Außenstadt, oder wendet sich in das innere Berlin, zu dem sie alle wie zu einer nährenden Mutter immer wieder zurückkehren. Die anderen Außenstädte aber, die eine Viertel-, eine halbe Stunde und weiter voneinander liegen, kennt er nicht. Was weiß der Lankwitzer von Steglitz, der Lichtenberger von Weißensee, der Mariendorfer von Lichterfelde? Und doch gehören all diese Städte, diese vorgesetzten Taten ungestillter Eroberungslust mit zu dem Begriff dieser maßlosen Stadt, die wir in Wahrheit im Auge haben, wenn wir an das Wort Berlin denken, das in seinem symbolischen Sinne all jene noch mit umfasst, die geographisch längst nicht mehr zu ihm gehören.

Als ich die häuserlosen Straßen von Dahlem erreichte, nahm meine Wanderung ein Ende. *Drei Tage hatte ich zu Fuß in ununterbrochenem Marsch ohne ein einziges Mal ein großstädtisches Verkehrsmittel zu gebrauchen in weitem Bogen Berlin umkreist in einer wirren Zickzacklinie, die sicher das Doppelte des gesamten Weges ausmachte.* Noch einmal warf ich einen Blick über die Straßen dieser seltsamen Stadt ohne Häuser, *durch die jetzt ein kalter Nachtwind jagte.* Blickte über die weiten, grauen Asphaltbänder, die so punktvoll Namen tragen und sich schwarz im Dunkel verloren, dieses Straßennetz künftiger Städte, das jäh erstarrt die warme Erde gefangen hält, und durch seine Häuserlosigkeit durch die Schemen zukünftiger Mauern und Tore, an die wir in der freien Luft zu stoßen fürchten, noch grauenhafter, noch beängstigender das unheimliche Wachsen dieser Stadt zum Bewusstsein

bringt, als die anrückende Kolonne der Häuser selbst. Und wieder kam mir die Vision, die ich vor Jahren schon einmal in den Vorstraßen von Paris hatte: ich sah die Weltstadt sich ausdehnen über Felder und Äcker bis an den Rand der Meere und über den Rücken der Berge fort, alle Saaten ersticken, alle Felder vernichten, die ganze Erde eine einzige, steinerne, wälder- und felderlose, ewige Stadt.

Der kühle Nachtwind ließ mich erschauern, als ich in den Bahnhof der Untergrundbahn hinabstieg. Aber ehe ich nach Hause fuhr, um mit dem Wechsel meines Vagabundenkleides auch heute diese Verwandlung als eine wunderliche Sensation zu erleben, um nach drei Tagen Wanderns, der Einsamkeit, Kälte und Primitivität wieder *in den Kaffeehäusern* das Licht und die warme Nähe von Menschen meinesgleichen zu fühlen, fuhr ich noch einmal bis in die innere Stadt *hinein*.

Am Untergrundbahnhof Friedrichstraße trat ich auf das Pflaster hinaus. Es war kurz vor acht Uhr, der Zeit, da die Geschäfte geschlossen werden, und dem Beginn der Theater. Der Zug der Wagen donnerte vorüber wie die Stromschnellen in einem Fluß. Von den Häusern fielen die Lichter der Transparente, die zuckenden Flammen aufleuchtender Schriftzeichen, wie ein weißer Sonnenregen hinab. Und nun, zurückgekehrt aus dem weiten Kreise der Städte, die mit ihrem verschiedenartigen Leben all diese größere umgeben, den Städten der Fabriken und der Wasserwerke, der Dynamos und der Turbinen, den Städten der Kranken und der Irren, der Pferde und der Flieger, der Gefangenen und Verbrecher, den Städten der Sterbenden und der Toten, empfand ich gedoppelt das schlagende, zuckende Herz dieser Stadt wie ein gewaltiges, aufbrausendes und lebensbejahendes Fanal über alle Schrecken und Nöte des Daseins hinweg.